



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Geldern, M. H. von: Drei Tage in der Schweiz.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Drei Tage in der Schweiz.

Frau von Göthe sagte einmal zu mir, sie sei stolz darauf, in Norddeutschland eine der Ersten gewesen zu sein, die Nicoläus Lenau anerkannte. Ich will mir ein Gleiches auf die Anerkennung des Wallenstädter Sees zu gute thun, der selbst so schön, so tief mystisch und mild melancholisch ist, wie ein Lenau'sches Gedicht. Es gibt in der Natur wie in der Gesellschaft verkannte Größen, die vergebens oft Jahrhunderte lang auf gerechte Anerkennung warten. Was ist z. B. der Schaffhausener Wasserfall mit seiner breiten Behaglichkeit und seiner niedern Höhe im Vergleiche zu mancher einsamen Cascade im Graubündner Land, die sich mit genialer Kühnheit von himmelhohen Bergen über titanische Felsenmassen in schwarze Abgründe stürzt, gleich einem menschlichen Genie, das sich aus einer lichten Himmelshöhe in die grauensvollen „Abgründe des Gemüthes“ versenkt? Aber die geniale Cascade liegt abseits von der Heerstraße und der großen Tour, und sie braust und braust Jahrhunderte lang, wölbt hundert entzückende Regenbogen, beleuchtet mit ihrem glänzenden Schaume mächtige Tiefen, und auf keiner Landkarte ist sie verzeichnet, kein Tourist ist officiell entzückt von ihr, kein Dichter setzt ihre Melodien in Worte, keine blauäugige Lady lüftet um ihren Willen den Schleier. Wie viele Menschen kennt Jeder von uns, die ein gleiches Schicksal haben mit den Graubündner Cascaden und Seen! Diese stehen in den Salons, wenn sie in die Salons kommen, versteckt im dunkelsten Winkel, hinter Fenstervorhängen, während die Lions des Tages am obersten Sopha sitzen und sich von den Damen opfern lassen. Auch der Wallenstädter See ist einer der verkannten.

Grenzboten, 1845. III.

I

Es war ein herrlicher Sonntagsmorgen im August des Jahres 1842, als ich aus Sargans, der Heimath der heldenmüthigen Weber, aufbrach, um nach Wallenstädt zu wandern, wo das Dampfschiff die Reisenden aufnimmt. Ich hatte vor kurzer Zeit den Lago di Como und den Lago maggiore, die zwei berühmtesten Seen, kennen gelernt und mit ihnen eine innige Freundschaft geschlossen. Darum machte ich mir weniger Erwartungen über ihren obskuren Bruder, der sich zwischen Wallenstädt und Wesen, hinter fahlen Felsen versteckt, angesiedelt hatte. Doch war der Morgen so schön; aus Sargans und Wallenstädt tönten die Sonntagskirchenglocken, von den Alpen herab schallte das Klingen der Heerdenglocken, und über Berg und Thal warf die Morgensonne einen goldenen Schleier. Vor mir her wanderte ein leichter Schneidergeselle und sang mit frischer Stimme Lieder aus der Heimath. Alles das stimmte mich innig heiter, und selber singend und jubelnd zog ich in Wallenstädt ein. Bald brauste es aus dem Schlot des Dampfbootes, und ich fuhr dahin über die dunkle Fläche des Sees. Ja, dunkel, wie ein braunes, melancholisches Auge aus tiefen Augenhöhlen, blickt dieser See in die Welt. Nur am hohen Mittag mag er heller und heiterer blicken; sonst werfen die hohen Felsen rechts und links ihre dunkeln Schatten über ihn und geben ihm dieses traurige Aussehen. Rechts erheben sich die Kurfürsten, sieben mit Kronen gezierte himmelhohe Felsen, links schneidet ihn eine schroffe, ebenso hohe Felsenwand, die sich jählings in die Tiefe senkt, von der freundlichen grünen Welt ab. Da ist weder rechts noch links Raum, wo ein Fußpfad den Wanderer aufnehmen könnte, so unmittelbar stehen die Felsen mit ihren Füßen in den stillen, todten Wellen. Daher die leblose Stille rings umher, die selbst von den einzelnen Rachen nicht unterbrochen wird, da sie wie Geisterschiffe lautlos durch die Dämmerung dahin fahren. Nur auf der linken Felsenwand ist es den Menschen gelungen, sich einen Pfad zu bahnen, der sich hier und da zwischen den Felsen verliert. Da oben sieht man sie vom Schiffe aus wie kleine dunkle Erdmännlein dahin klettern und jeden Moment hinter dem Gesteine verschwinden, als ob sie der Berg verschlungen hätte. Das Läuten der Heerdenglocken, das selbst die wildesten Gebirgseinsamkeiten in Graubünden beseelt, fehlt hier, denn die Felsen bieten weder den Rindern noch der genügsamen Ziege ein

lebendes Kraut. Es ist Alles so kahl und todt, als ob das Absterben unseres kleinen Erdenhauses, das in Jahrtausenden vollendet sein soll, hier begonnen hätte. Nur dünne Nebel weiden auf den gigantischen Felsenmassen, und strecken und dehnen sich,

Wie über hingestreckte kalte Heldenleiber
Mit nassem Schleier blasse Klageweiber.

Wenn man so auf der vordersten Spitze des Verdeckes sitzt und sich ganz hingibt den eindringenden Eindrücken, ist es einem, als ob man selber hier zu Steine und mit dem ganzen Schiffe zu einer starren Felseninsel werden sollte, zu einer warnenden Sage für die kommenden Geschlechter. Unwillkürlich senken sich die Augenslieder, beugt sich das Haupt, fallen die Arme schlaff herunter, als ob die Versteinerung begönne. Mit inniger Freude bemerkt man, daß die Gewalt des Dampfers siegreich und pfeilschnell den unheimlichen Zauberkreis durchschneide, und — ah! — da ist wieder grüne Erde, die Schiffsglocke läutet, es ist die Morgenglocke nach einer schweren, angstvoll durchträumten Nacht. Wir sind in Wesen.

Hier theilt sich die Gesellschaft des Dampfschiffes. Der eine Theil, wahrscheinlich der reichere, setzt sich in den Postwagen, um auf staubiger Landstraße nach Uznach zu fahren, wo das Züricher Dampfschiff wartet. Der andere, ärmere, aber wahrscheinlich poetischere Theil besteigt die bedeckten Rähne, um auf dem Lindcanal zum selben Ziele zu gelangen. Zu den Letztern gehörte ich. Diese Lindcanalschiffe sind länglich gebaut und durch ein Leinwanddach gegen die Sonnenhitze geschützt; an beiden Seiten ziehen sich lange Bänke hin, wo eine Gesellschaft von fünfzehn bis zwanzig Personen Platz findet. Als ich eintrat, war fast die ganze Gesellschaft schon versammelt und im eifrigsten Gespräch. Es wurde abgestoßen, auf den reizenden Wellen des Lindcanals flogen wir mit Blitzesschnelle dahin. Ein Schweizer, der große Reisen durch fremde Länder gemacht und eben aus Rußland in seine Heimath zurückkehrte, führte das große Wort. Seine Landsleute, denn aus solchen bestand fast die ganze Gesellschaft, hörten ihm mit der gespanntesten Aufmerksamkeit zu. Er erzählte, wie es jenseits der Berge hergehe, und wie leicht man in fremden Ländern sein Glück machen könne. Als Beleg führte er einen Schweizer an, der in Moskau ein reicher Mann geworden und einen Orden bekommen. Da hätte man sehen sollen, wie die Republikaner

große Augen machten und verwundert ein Mal über das andere ausriefen: Einen Orden! Man sah es ihnen an, wie sie in der Seligkeit des Gedankens schwelgten; und doch war von einem russischen Orden die Rede. Dann erzählte der Reisende vom Kaiser, den er in Petersburg gesehen, und von der silbernen Hochzeit, von der er viel gehört. Die Republikaner konnten sich nicht satt fragen nach dem Kaiser, seinem Aussehen, seinen Kleidern und seinem Hofstaate. „Ach,“ sagte der Eine, „es muß doch was Herrliches sein um so einen Kaiser oder König.“ Ein kleiner Junge fragte, „warum die Schweizer nicht auch einen Kaiser oder einen König hätten.“ „Dazu sind wir zu arm,“ antwortete ihm der Alte. Also das ist die einzige Ursache? dachte ich bei mir, und mir wurde wehe zu Muth. Ich erinnerte mich an Tell und seinen Walthar, an Stauffacher und Walthar Fürst. Ja, wo sind sie, die alten Tage und die alte Schweiz!

Aus meiner Verstimmung riß mich die echt deutsche Romantik, die einen Deutschen über so Vieles trösten muß. Vor uns her am Ufer lief in größter Eile eine Schaar sonntäglich gekleideter Musiker. Die einen trugen Violinen, die andern Clarinetten, Flöten oder Waldbhörner unterm Arme; der letzte keuchte unter der Last der ungeheuern Bratsche, des deutschesten Instrumentes. Sie eilten zu einem Sonntagsfeste in ein Dorf am Züricher See. Kaum erblickte man sie, als ihnen schon die ganze Gesellschaft winkte und zurief. Das Schiff hielt, und die Musiker stiegen ein. Nun ging es mit Sang und Klang den Lindeanal hinunter; und je wilder die Musiker spielten und die Schweizer darein jauchzten, desto eifriger nach dem Takte brauchten die Schiffer das Ruder, desto schneller nach der Melodie flog das Schiff gegen Uznach. Es war ein echter, rechter deutscher Sonntagsnachmittag, eine rechte deutsche Gesellschaft auf einem Schiffe; es war ja der Märchenerzähler, das Lied und die Musik dabei. Die Loyalität fehlte auch nicht. So kamen wir auf dem Lindeanal früher an unfrem Bestimmungsorte an, als die Post. Dieser Lindeanal ist ein Andenken des echten Patriotismus, denn er ist von einem Schweizer zu Nutz und Frommen seiner Landsleute angelegt, um die beiden Seen zu verbinden und die Sümpfe rechts und links auszutrocknen. Wie ich so auf seinen Wellen dahinfuhr, dachte ich bei mir, um wie viel leichter es einem Republikaner wird, etwas für sein Vaterland zu thun; er thut es ja für seine Familie;

er weiß, es bleibt und gehört dem Lande. Anderswo, sobald ein solches Werk mit allen Mühen und Aufopferungen des Patrioten vollendet ist, wird es mit dem Titel: herzoglich, königlich, kaiserlich beehrt und dem eigentlichen Vater entfremdet.

Der Züricher See an einem schönen Tage gesehen, ist das Bild des heitersten Glückes. Nichts Hohes, nichts Großartiges umgibt ihn, Alles rings umher ist klare, lichte Idylle. Nur die Größe seiner Ausdehnung imponirt. Unser Schiff machte Kreuz- und Quertzüge, herüber und hinüber, von einem Ufer zum andern. Ueberall strömten lustige Sonntagsgesellschaften in Masse herbei, und bald war das Verdeck überfüllt. Schweizer Bauern, Städter, Züricher Studenten, gleichgiltige Pörsphysiognomien, plaudernde Franzosen, stille Deutsche à la moi in bunter Mannigfaltigkeit. Aber auf allen lag doch die ernste Weihe, welche die schöne Natur rings umher ausströmte. Vorzüglich anmuthig und von glückseligen Aussehen ist das rechte Ufer. Hinter rothbedachten Dörfern und Städtchen, die manches Mal eine ganz alterthümliche Physiognomie haben, zieht sich eine sanfte Hügelkette, die hier und da mit Weinreben bepflanzt sind, bis gegen Zürich. Hinter jenen Hügeln liegt das schöne Dorf, wo jetzt die deutschen Flüchtlinge Feiligrath, Ruge und Heinen wohnen, der bekehrte, der philosophische und der glühende Republikaner. In dieser Gegend soll auch das Dorf Bessikon liegen, aus welchem zur Zeit, da Strauß nach Zürich berufen wurde, der Pfarrer Hirzel losbrach und mit einer Schaar fanatisirter Bauern in die Stadt zog, um die Religion zu retten und im Namen Gottes auf seine Mitbrüder schießen zu lassen. Der gottselige Mann soll damals etwelchen Blutdurst und Grausamkeit à la Capistran gezeigt haben. Er ist identisch mit jenem Hirzel, der die Sakuntalā, das zarteste aller Gedichte aus dem Sanscrit übersehte.

Die Sonne war schon im Untergehen, als wir Zürich erblickten. Die Stadt liegt fast amphitheatralisch mit ihren prächtigen, palastartigen Hotels um den See, und macht mit ihrem reichbesetzten Hafen den Eindruck einer Meeresstadt.

Am andern Morgen war es mein erstes Geschäft, Herwegh aufzusuchen,*) der damals noch in Zürich wohnte. Studenten zeigten mir

*) Die hier skizzirte Reise ist aus dem August 1842.

D. Reb.

den Weg zu seinem Hause; aber er war leider nach Bern gereist, wo zur Zeit Tagfagung war. Die Studenten wußten viel Schönes von ihm zu erzählen; doch wunderten sie sich über seine große Berühmtheit in Deutschland, und ich mußte es ihnen viele Mal wiederholen, daß Herwegh mit zu den bekanntesten Dichtern gehöre. Da erst ärgerten sie sich recht über die Zöpfe, d. i. die schweizerischen Aristokraten, welche damals den Dichter auf alle mögliche Weise plagten und ihm das Leben in der Schweiz sauer zu machen suchten. Die Geschichte, wie Herwegh in Chur beim Schießen eine Rede hielt und von einem alt-aristokratischen Zopfe beleidigt wurde, war damals noch neu. Die Studenten, mit denen ich den Tag verbrachte, waren überhaupt voll Ingrimm über die damals ans Ruder gelangte Partei; doch wagten sie es nicht, sich freimüthig darüber auszusprechen. Wenn einer von ihnen mir von den politischen Verhältnissen in Zürich erzählen wollte, sah er sich erst vorsichtig um, ob er ja nicht belauscht werde. Das Studentenwesen überhaupt machte mir einen traurigen Eindruck. Die Universität ist schwach, die Zahl der Studenten ist klein und kann sehr leicht überwacht werden. Dazu kommt noch, daß die Regierung die von der liberalen Partei gestiftete Hochschule nicht leiden mag und sie auf alle mögliche Weise verfolgt. Der Haß der Studenten gegen die Regierung mußte damals noch stärker sein, da der Nord Kirchmeiers durch einen Nachtwächter erst vor einigen Wochen geschehen war, und die Studenten keine Satisfaction bekamen. Auf so brutale Weise zeigte ihnen die Regierung wie gut sie es mit ihnen meinte, und so schnell hatte sich der übermüthige büreaukratische Geist der Regierung von der höchsten Spitze bis zum niedrigsten Besoldeten, dem Nachtwächter, geäußert. Die Studenten machten sich zwar durch eine Kagenmusik, die sie einem der Zöpfe brachten, Luft, aber selbst die Professoren, in denen derselbe gerechte Ingrimm kochte, und die nur das freiere Leben, das sie hofften, auf die unbedeutende Universität lockte, mußten ihnen rathen, jede Demonstration zu unterdrücken. Oken, der sonst an allen politischen Bewegungen Antheil genommen, zog sich damals in sein Kabinet zu seinen Paritäten zurück.

Wie im Bureau, auf dem Markt, in der Presse und auf der Tagfagung die verschiedensten Meinungen sich bekämpften, ebenso zerplitterten sie die ganz geringe Zahl der Studenten in eine ganze Masse kleiner Parteien, und sie sahen sich gezwungen, um nur eini-

germaassen gesellschaftlich neben einander leben zu können, aus ihrer Unterhaltung jedes politische Gespräch auszuschließen. Vorzüglich aber in Gegenwart der Theologen hütete man sich, ein freies Wörtlein fallen zu lassen, und oft geschah es mir, daß ich, wenn ich in Gegenwart eines solchen ein politisches Thema nach meiner Art berührte, schnell von einem der Studenten rückwärts gezupft wurde, oder einen leisen Stoß erhielt, der mich an die Ermahnung erinnern sollte, in Gegenwart eines Theologen niemals zu politisiren.

Alles das verhielt sich so in dem freien Vorort im Jahre 1842.

Tragikomisch mußte es einem Deutschen erscheinen, wie sich diese Kinder der jungen Universität bemühten, echte, tolle, burschikose Studenten vorzustellen, mit welcher Aengstlichkeit sie sich nach dem Comment, nach Sitten und Gebräuchen der deutschen Universitäten erkundigten, nur um sie getreu nachzuahmen. So gewöhnten sie sich an eine gewisse Renommisterei, die ihnen gar nicht natürlich war; machten tolle Streiche ohne eigentlichen innern Drang dazu, und ließen sich verwildern, während ihnen Elegants vielleicht bequemer gewesen wären. Die ganze Universität ist ein Fuchs. Sie halten ängstlich darauf, ja alle Attribute des Studenten zu besitzen: ungeheure Pfeifen mit Quasten, starken Tabak, riesige Ziegenhaire u. dergl. m., was sie Alles mit sich in's Collegium schleppen und mit großer Behaglichkeit auf den Bänken ausframen. Ist erst ein Fremder dabei, geschieht es mit doppelt starkem Geräusch. Es ist ein kindisches Spiel. Doch ehrenverth ist die große Pietät der Studenten für gewisse Professoren, wie z. B. für Oken, auf welchen die ganze Universität stolz ist, während ihn die Regierung haßt.

Denselben Tag hörte ich eine Vorlesung über Magnetismus, fand aber nicht, daß sich der Professor freier äußerte, als es selbst in Wien geschehen könnte. Es war eben das Allgemeinste, das sich über Magnetismus und Tellurismus sagen läßt. Nachmittags führten mich die Studenten in die Anlagen zu Gefners Monument. Es ist ganz einfach und ohne künstlerischen Werth. Bei dieser Gelegenheit erzählten sie mir von Gefners Enkel, dessen Haus zur Zeit der Sammelplatz der eifrigsten Republikaner war. Aber selbst die radicalsten unter den Studenten sprachen nur mit einem gewissen Unbehagen davon, und meinten, der Sansculottismus zeige sich in

der Gesner'schen Partei in der rohesten und widerwärtigsten Gestalt. Was doch aus einem Nachkommen des sentimentalsten Schäferdichters werden kann! Aber warum nicht? Hat doch die Schäferzeit des Rococo die französische Revolution geboren.

Denselben Nachmittag kamen wir an die Stelle, wo der bekannte oder berühmte Deutsche, Lessing, von vielen Dolchstichen durchbohrt todt gefunden wurde. Man weiß in Zürich eben so wenig über seinen Charakter, sein Leben und seinen Tod, wie in Deutschland. Was man sich hier davon erzählt, klingt eben so mysteriös, als was man bei uns davon weiß. Die ihn kannten, rühmen sein schönes Aeußere und seine Liebenswürdigkeit im Umgange, seinen Geist, seine Weltkenntniß und sein mannigfaltiges Wissen. Mit diesen Gaben nahm er in Zürich, wohin er als Flüchtling kam, bald Alles für sich ein, die Einheimischen und die Deutschen, welche sich nach den damaligen Vorgängen in ihrem Vaterlande hierher geflüchtet hatten. In ihren Versammlungen sprach sich Lessing mit Geist, Beredsamkeit und Freimuth über die deutschen Verhältnisse aus, und gewann bald die Erfahrensten und Geseztesten unter den deutschen Patrioten zu Freunden. Er, der kaum fünfundzwanzigjährige junge Mann, nahm an allen ihren Berathungen und Plänen Theil. Aber nach und nach verbreitete sich ein dunkles Mißtrauen gegen ihn; man traute seinem Martyrthume nicht, seine Worte und sein Benehmen hielt man für die Maske eines Spions. Trotz dieser Mißstimmung und diesem Verdachte soll Lessing seine Rolle mit bewunderungswürdiger Consequenz fortgespielt haben bis an seinen Tod. Höchst wahrscheinlich haben die Flüchtlinge über ihn Gericht gehalten. Es ist sonderbar, daß selbst diejenigen, die von seiner Verrätherei überzeugt sind, seine Jugend bedauern und seine Anlagen nicht genug zu rühmen wissen. Selten sprechen selbst solche mit der Verachtung von ihm, die ein Spion verdient. Nach Allem scheint Lessing zu etwas Besserem bestimmt gewesen zu sein, und der selige Herr von T... hat sein junges Leben und sein junges verderbtes Herz auf der Seele.

Alle diese Eindrücke frisch in mir kehrte ich spät des Abends in's Hotel de Baur zurück. Von dem platten italienischen Dache hat man die schönste Aussicht über den See und über die Stadt.

Diese mit ihren vielen Bäumen, mit dem vielen Grün, das sie durchzieht, hat eher das Aussehen eines großartigen, aus Palästen bestehenden Dorfes. Vor dem Hotel breitet sich der Platz aus, wo zur Zeit der frommen Hirzel'schen Invasion das meiste Blut floss. Die armen Bauern mußten die Begeisterung ihres Pfarrers büßen. Damals, erzählt man sich in Zürich, kam ein Engländer zum Wirth des Hotel de Baur und fragte, wie viel ein Platz auf dem Dache koste, um von da ruhig dem Blutvergießen zusehen zu können.

Gegen Süden schweiften meine Blicke über den See, und meine Seele flog der Tellskapelle zu nach Bürgeln und Altorf, und besuchte Melchthal, Stauffacher und Walthar Fürst. Ich dachte an jene Zeiten, da mir Wilhelm Tell zum ersten Male in die Hand fiel, wie in meinem Kinderherzen der erste Freiheitsgedanke erwachte, und die Schweiz, die sich damals meine kindische Phantasie mit allem Zauber der Idylle, mit aller heroischen Einfalt schuf, stand vor mir. Wie seltsam contrastirte sie mit der Schweiz, die ich durchwanderte; wie seltsam verschieden waren meine damaligen Vorstellungen von meinen heutigen Erfahrungen! Die Berge, die Seen, die Flüsse, die Wasserfälle, die Sennhütten, die Gebirgsheerden, Alles schöner und herrlicher, als es sich eine Phantasie ausmalen kann — aber die Menschen! Auch die Freiheit kann alt werden, ein altes, runzeliges, keisendes, bigottes Weib. Traurig ging ich zu Bett.

Den folgenden Tag sollte ich Oken hören. Mit Stolz nahmen mich die Studenten in ihre Mitte und führten mich ins Collegium. Da, aus einer Nebenküche, in einem altmodischen, bis hinauf zugeknöpften Rock kam ein blasser, hagerer Mann und eilte mit kaum hörbaren Schritten auf das Katheder. Es war Oken. Seine kurzen, geradaufstehenden Haare waren mit vielem Grau gemischt, sein Gesicht war blaß und mager und sah sehr krank aus. Eine tiefe Begeisterung überfiel mich, wie ich mir den Mann ansah, den begeisterter Forschungstrieb, tiefe Grübeleien und die Liebe zur Welt aufzehrte. Nur sein Auge leuchtete in einem ewig jugendlichen Feuer. An den Seiten des Katheders lehnten ein riesiger Wallfischpenis und ein eben so großer Zahn eines Meerfisches. Mitten durch diese beiden Raritäten sprach und agierte Oken. Er stellte über die Eintheilung der Säugethiere die sonderbarsten, ja manchmal komischen Hypothesen auf. Bald

wollte er sie nach ihrer Musculatur, bald nach dem geistigen Ausdruck ihrer Augen eingetheilt wissen. Ich glaube, daß ich, auch ohne es zu wissen, errathen hätte, daß ich Oken hörte. Ein Passus, den er bei Gelegenheit des geistigen Ausdruckes der Augen aussprach, ist mir im Gedächtniß geblieben. Von der Athemlosigkeit, die ihn während seiner feurigen Rede oft überfällt, unterbrochen, brachte er ihn also hervor: „die Kuh — die Kuh — die Kuh hat ein sehnüchtliges Auge — und man sieht es ihr gewissermaßen an — sie sehnt sich nach Befreiung — aus der Slaverei, in der sie schmachtet.“ Ähnliche Sätze kamen beim Schweine, beim Elephanten, bei der Gazelle und beim Pferde vor. Oken benutzte jede Gelegenheit, auch in seinen naturhistorischen Vorlesungen, zu politischen Diatriben. So erzählte er von einer eigenen Art Wallfische, die man im nördlichen Eismeere gefunden, die aber aus gemeiner Gewinnsucht von Seiten der russischen Regierung so sehr verfolgt wurden, daß sie binnen kurzer Zeit ausgerottet waren, bevor die Wissenschaft eigentliche Kenntniß von ihnen nehmen konnte. Ja, man war so vandalisch, nicht eines dieser Thiere auszustopfen und fürs Petersburger Museum aufzubewahren. Nach dieser Erzählung konnte Oken eine Philippica gegen Rußland nicht unterdrücken, die immer weiter und weiter abirrte, bis sie sich ganz in politischen Trübsalen verloren und die tiefe Verderbniß des Absolutismus aufdeckte. Die Wallfische gaben ihm auch Gelegenheit, gegen den unwissenschaftlichen Sinn der meisten jungen Aerzte loszuziehen. „Da gehen alljährlich — rief er — Hunderte von jungen Aerzten — mit Wallfischfahrern — nach Island — nach Grönland, nach Novaja Semlja — was bringen sie mit? — was ist ihnen interessant? — die Lunge eines Wallfisches? — Nein, ein Penis, meine Herren, ein Penis interessirt sie am meisten.“

Und mit diesen Worten schwang er den Wallfischpenis, der neben ihm stand, wie eine gewichtige Lanze in die Höhe, und hielt ihn seinem Auditorium hin. Ein allgemeines Gelächter erscholl. Oken aber selbst blieb ernst und fast traurig. Ueberhaupt liegt ein ausgesprochener Zug von Wehmuth, fast könnte man sagen, von Schwermuth auf seinem Gesichte, zugleich aber ein Etwas, das man lieben muß, und ein gewisser Ernst, der imponirt, selbst wenn er in seinen Vorträgen recht Okenisch barok ist. Die Hast und die Eile, mit

der er seine Worte hervorbringt, und die Athemlosigkeit, die aus einer sehr kranken Brust zu kommen scheint und ihn in seiner Eile oft gewaltsam aufhält, haben etwas Beängstigendes für denjenigen, der an seinen Vortrag noch nicht gewöhnt ist. In keinem Auditorio fand ich diese achtungsvolle Stille, wie in dem Ofsens. Als wir es verließen, sahen mich die Studenten mit einem gewissen Stolge an, als wollten sie sagen: Sieh, der gehört uns.

M. H. von Geldern.